

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 98.

Berlin, Sonnabend, den 16. August

1845.

Frankreich.

Ein Anwalt der Frauen.

Herr Emanuel Gonzales, ein junger talentvoller Autor, hat in der Vorrede zu seinem neuesten Romane: *Mémoires d'un ange*, sich zum Anwalt der Frauen aufgeworfen und vertheidigt sie mit eben so viel Berechtigung als die Hingebung. Dieser edelmüthige Kampf für die Unterdrückten ist sehr merkwürdig in einer Zeit, die eine sogenannte Emancipation der Frauen wie eine abgemachte und abgedroschene Sache behandelt, so daß die vernünftigsten, begründetsten Ansprüche häufig mit dem Stempel des Lächerlichen und Unnatürlichen der Emancipations-Bestrebungen gebrandmarkt werden. Es ist unglaublich, in welcher Abhängigkeit die Frauen leben, wie sie absichtlich zum schwachen Geschlechte gemacht werden durch fehlerhafte Erziehung und Gewohnheit, wie sie selbst vor dem Gesetze nicht gleich stehen mit dem Manne, der ihr und ihrer Kinder Wohlfahrt und Vermögen ruiniren kann, ohne daß ihnen ein Recht zusteht, es zu hindern. Dem Manne giebt das Gesetz volle Gewalt über die Kinder nach dem Tode der Gattin, ihm, der sich einer anderen Frau zuwendet, den vielfache Interessen abziehen, während die Mutter, der die Kinder stets das Höchste und Liebste, von der schon die Jesulehre ihr schönstes Symbol, die Unverletzlichkeit der mütterlichen Liebe, entlehnt, die Mutter durch Vormünder überwacht wird! Geschähe diese Einmischung des Gesetzes doch wenigstens auch bei dem Manne, der die Kinder so häufig verwaarloset oder ihnen eine eigennützig Stiefmutter giebt. Der Gesichtspunkt, den der französische Anwalt der Frauen aufstellt, ist wohl weniger ernst, aber nicht minder wahr, und unsere Leserinnen werden es uns vielleicht Dank wissen, wenn wir seine Worte im Auszuge mittheilen:

Die Sklaverei ist nur der Form nach aufgehoben; der Priester, das Weib, der Soldat und der Handwerker sind, moralisch genommen, noch immer Sklaven. Freilich verdammen die Gesetze unsere Frauen nicht gerade zu strenger Einkerkelung, wie im Synæcum des Alterthums oder im Harem des Orients. Wir erlauben ihnen, mit ihren niedlichen Füßchen unsere Promenaden zu betreten, ohne daß ein Schleier sie bedeckt oder Eunuchen sie beschützen. Wir sind nicht chinesisches genug, um diese niedlichen Füße in eiserne Stiefeln zu schnüren: diese Dual auszuüben, überlassen wir der Eitelkeit in den Jahren des ersten Walzers und der süßen Blicke. Wir nähern unsere Frauen auch nicht in einen Sack mit einer wilden Raçe und einer giftigen Biper zusammen, um sie ins Meer zu werfen, selbst wenn sie noch so schuldig wären. Auch ist es nicht geradezu nöthig, daß eine Frau, um für tugendhaft zu gelten, ihre Tage spinnend wie Lucretia zubringe. Und die Frauen, die gleich einer Taglioni tanzen oder den Marmor meißeln wie Marie von Orleans und Frau von Lamartine, verbannen wir auch nicht unter die Courtisänen. Aber diese Duldung entspringt nur aus der allgemeinen Toleranz der Sitten in gewissen höheren Kreisen; man läßt das Uebergewicht einer Frau nur als Ausnahme gelten und gestattet es überhaupt nur in den sogenannten schönen Künsten, deren Ausübung von Seiten der Frau man als ein Spiel der Eitelkeit ansieht.

Um sich dem Einflusse der Frauen mehr und mehr zu entziehen, hat man die Unterhaltung, dieses beständige Tournier des französischen Geistes, aus den Salons verbannt, in denen sie so anmüthig das Scepter führten. Man hat die ungeglätteten Manieren der Engländer angenommen, man raucht, man spielt, man spricht von Pferden, und bald werden die Frauen genöthigt seyn, sich beim Dessert zurückzuziehen. Man hat den Klub und die Zigarre gegen die Frauen erfunden. In Folge unserer politischen Fortschritte haben die Männer verlernt, den Frauen den Hof zu machen, und geben sich nun den Anschein, als glaubten sie sie unfähig, andere Fragen als über Noden und Kleinigkeiten zu beantworten; deshalb werden die Frauen in den Kreislauf des Walzers und der Polka verbannt.

Die Frauen haben eine Feinheit des Urtheils über Gefühle, Ereignisse und Menschen, einen Takt, der dem der Männer weit überlegen ist. Die Frauen besitzen die echte Großmuth des Herzens, die natürliche Anlage, sich für das Schöne zu begeistern, sich für Leiden und Schwäche aufzuopfern, einen lebhaften, fast elektrischen Zuegang, der sie viel empfänglicher für das Gute macht als uns. Alle Frauen haben eine dichterische Einbildungskraft; sie sind Engel durch das Herz und Diplomaten durch den Verstand. Wir werden sie nie an Geschmack, Eleganz und Feinheit erreichen. Diese Eigenschaften haben zum Ruhme aller der Zeitabschnitte beigetragen, in denen die Frauen nicht in dem Zustande der Erniedrigung und Unterordnung gehalten wurden. Die so-

genannten Anspruchsvollen, *les femmes précieuses*, des Hotel Rambouillet haben zur Bereicherung und Feststellung unserer Sprache mitgewirkt. Alain Chartier und Milton verdanken das Erwachen und die Ermutigung ihres Genius dem Kusse, den Königinnen auf ihre Stirn hauchten. Wie viele ausgezeichnete Frauen haben die Welt gezwungen an glänzende Fähigkeiten ihrer Männer zu glauben, während sie sich selbst bescheiden verbargen. Alle Tugenden sind den Frauen eigenthümlich, die Laster sind nach unserem Muster. Wir beklagen uns über ihre Falschheit, und wir verbieten ihnen von der Biege an jeden Ausbruch des Gefühls, als einen Verstoß gegen den Anstand und die Zartheit. Wir beschuldigen sie der Oberflächlichkeit, und wir verbieten ihnen jede andere Beschäftigung als die mit der Nadel oder der Haushaltung. Wir finden sie kokett und heißhungrig nach Bällen, sie, denen dies der einzige Strahl von Freiheit und Vergnügen bleibt, sie, die streng ans Haus gebunden sind, wenn sie es nicht am Arm eines Gatten oder Vaters verlassen, während wir der vollsten und unbegrenztesten Freiheit genießen, während uns die ganze äußere Welt offen steht, vom Marmortisch des Kaffeehauses an bis zur Loge im Theater. Wer hat jemals daran gedacht, diese Stunden der Leere einzuteilen? wir füllen sie mit äußerlichen Handlungen, aber den Frauen bleibt nur die Träumerei, diese gefährliche Gesellschafterin der Einsamkeit, diese Mitschuldige der Liebe.

Umsonst haben einige galante Schriftsteller versucht, den Frauen Geschmach an ihrer Lage beizubringen, indem sie sich unhaltbarer Gemeinplätze bedienten. Sie haben ihnen versichert, daß die Herrschaft der Anmüth und Jugend, der sich alle Männer unterwürfen, mehr werth sey als einige elende sociale Vorrechte, deren die Weltordnung sie beraubt habe. Sie versichern, daß sie für das Ideal der Weiblichkeit streiten, welches man einer groben Wirklichkeit aufopfern wolle, und beschwören die Frauen, sich nicht die durchsichtigen Schwingen beschneiden zu lassen. Aber die Frauen haben sich durch diese romantischen Lobsprüche nicht irren lassen; sie legen so wenig Werth auf die ihnen zugedachte Rolle eines Ideals, daß wir kaum Eine unter ihnen wissen, die nicht offen eingestünde, sie möchte lieber ein Mann seyn, während unter allen Männern nicht Einer sein Geschlecht vertauschen möchte, höchstens auf sechs Wochen aus Reugier. Die Frauen langweilen sich in ihren Kleidern wie die Götter, die mit Blumen, welche die Eisenklammern verdecken, an ihren Altar gefettet sind, sich über den Weibrauch langweilen, und sie haben Recht. Es bleiben ihnen nur drei Zufluchtsorte, um sich zu entschädigen: in ihrer Jugend die Liebe, später die Mutterschaft und, wenn sie nur noch Weib in der Erinnerung sind, die Frömmigkeit.

Gewiß, wir wollen hier nicht zu Gunsten der freien Frau sprechen, wir verlangen nicht, daß das Weib zu Pferde steige und Waffen trage; im Gegentheil, wir verlangen, daß unsere Bäuerinnen nicht, wie so oft, mit ihrem Kinde auf dem Rücken sich härteren Feldarbeiten hingeben, als Regerrinnen in der Sklaverei. In Paris bringt die Industrie noch täglich die furchtbarsten Grausamkeiten hervor. Leib und Seele vieler tausend Frauen geht zu Grunde durch den kargen Lohn, der sie an eine übermenschliche Arbeit fesselt. Die Frau aus dem Volke hat eigentlich nur einen Mann, um sie zu schlagen und um ihr den kleinen Gewinn zu entreißen!

Indessen leben wir nicht mehr in den Zeiten, wo sich Konzilien versammelten, um zu ermitteln, ob die Frauen eine Seele hätten, und ob sie zum menschlichen Geschlechte gehörten. Wir verlangen nur ein wenig Gleichheit in den individuellen Rechten von Mann und Weib, damit das schwache Wesen unter der Hand seines sogenannten Herrn nicht erdrückt werde, damit es nicht ungerechterweise alle Dualen, alle Banden der Dienbarkeit zu ertragen brauche. Ist es nicht seltsam, daß das Gesetz, diese Schutzwehr an und für sich, dem Starken beisteht und den Schwachen verläßt?

Wenn der Mann breitere Schultern, einen stärkeren Arm, ein muthigeres Herz und einen umfassenderen Verstand hat, wenn er das Uebergewicht der Thatfache nach hat, wozu ihn denn noch mit so viel Sicherstellungen gegen die Frau versehen, und wozu dies arme Geschöpf geradezu entwaffnen, sie des Rechtes berauben, wegen ihrer selbst zu leben und mitgezählt zu werden, warum sie wie eine Sache mit unter das Eigenthum des Mannes rechnen? Diese Sache hat eine Seele, und oft eine viel bessere, höhere, als derjenige, den ihr derselben nicht als Gefährten, sondern als Herrscher gebt. Wie oft verbindet ihr einen rohen Menschen, der lahm von Ausschweifungen, voll eitlem Ansprüche, habgierig und prahlerisch ist, mit einem schönen jungen Mädchen, unter den Küssen einer Mutter erblüht, voll Lebenshoffnung, mit einem Herzen voll Liebesfähigkeit, dem Gott, indem er sie so schön machte, zurief: „Du wirst lieben und geliebt werden!“ Aber jener Mann wollte nur das Vermögen

dieses lieblichen Kindes; er vergiftet sie wegen gemeiner Intriguen. Sollte jedoch ihr Herz für einen liebenswürdigen Abenteuerer, einen blöden Pagen oder einen Hausfreund zu schlagen beginnen, den der Ehemann selbst täglich an seine Tafel setzt, so ist die Frau eines so furchtbaren Verbrechens schuldig, daß dem Manne das Recht über Leben und Tod zusteht (?). Wenn aber der Mann sie betrügt, sein Vermögen und das seiner Kinder mit irgend einer mageren Tänzerin durchbringt, während seine Frau über der Wiege seines Kindes weint und von Gläubigern besüßelt wird, was vermag diese arme Frau gegen ihren Mann zu thun, der alle seine Schwüre gebrochen, der seine Vaterpflichten mit Füßen tritt? Es ist entsetzlich, es auszusprechen: die Frau, welche die Treue bricht, wird für ihre thörichte Leidenschaft durch Verlust der Ehre und vielleicht des Lebens bestraft; aber der Mann, der seiner Frau untreu ist, sie plündert, sie schilt, sie quält, hat nichts von der menschlichen Gerechtigkeit zu fürchten, er übt sein legitimes Recht aus. Wunderst Euch also nicht, wenn die Frau, als Skavin behandelt, ihre Zuflucht zu List und Verrath nimmt, den Waffen aller Schwachen und Unterdrückten. Wie der Neger auf Befehl seines grausamen Herrn ruhig hilft, seinen Vater oder sein Kind zu mißhandeln, aber wenig Wochen später sich durch Brandstiftung rächt, oder heimlich eine giftige Schlange in die Wiege des herrschaftlichen Kindes legt, so rächen sich die Frauen auch an uns, zwar weniger schauerlich, aber nicht minder fühlbar, sie rächen sich an unserer Eitelkeit, diese ist der einzige verwundbare Fleck im männlichen Herzen, sie ist eifersüchtig, die Liebe ist gläubig und vertrauensvoll.

Ist es nicht empörend, diese Ungleichheit zwischen Mann und Frau, daß für sie die Verführung eine Schande und für ihn eine Art von Ehre ist, ein Erfolg, der ihm beneidet wird.

Ein junges Mädchen, befangen in der thörichten und erhabenen Gläubigkeit der Liebe, einsam, schuplos, unerfahren, wird die Beute eines schönen Herrn, der sich zerstreuen will; er lügt ihr Liebe und Leiden vor, er weiß, daß er nichts auf Spiel setzt als etwas verlorene Mühe, während das junge Mädchen, dessen Auge sich bei seinem Anblick verschleiert, dessen Lippen bei jeder Antwort zittern, für eine Stunde des Vergessens und der Lüge ihr ganzes Leben, ihre Ehre, ihre Zukunft hingiebt. Die Stimme des Geliebten verspricht dem Mädchen Glück und Liebe für ewige Zeiten: er lügt; er behauptet, für sie zu leiden: er lügt. Aus Liebe, aus Thorheit oder aus Mitleid fällt die Unglückliche, und zwei Tage nachher ist ihr Geliebter verschwunden; unser schöner Herr ist ein Don Juan, der sich ein Geröll in den Dachkammern hält. Aber die Unglückliche wird Mutter, sie fürchtet die Schande, die Verlassenheit, sie wird wahnsinnig, sie läßt ihr Kind unter blutigen Thränen und — erstickt es. Sie hat das größte Verbrechen begangen, sie ist eine Kindsmörderin, sie muß sterben, das Gesetz verurtheilt sie zur Guillotine. Es ist recht. Aber der Mann, der Verführer, der Mitschuldige des Mordes, denn es war sein Kind, das er verlassen, was geschieht ihm? Man lacht, man flüßert sich ins Ohr: „Das ist ein loser Schelm, ein lustiger Bruder.“ Und wenn er reich ist, so streiten sich zehn Familienväter, um ihn für ihre keuschen reinen Töchter zu erobern!

Es ist wahr, es ist empörend, daß die Moral sich so lax gegen die Männer benimmt, daß ihnen so viel verziehen wird, daß für Wüßlinge der unwahre Gemeinplatz von heiratlustigen Familienvätern und Müttern erfunden ist: „O, das giebt die besten Ehemänner, die haben sich ausgetobt!“ was, nebenbei gesagt, eine himmelschreiende Unwahrheit ist, der alljährlich viele sanfte liebliche Töchter zum Opfer fallen und in die Hölle einer unglücklichen Ehe gestossen werden, denn das Laster tobt sich nicht aus, es wächst wie Unkraut über alle gute Grundanlagen hinweg, und es gehört gewiß zu den seltenen Ausnahmen, daß man sich aus diesen giftigen Schlingen wieder emporzuraffen vermag und wieder zur Anerkennung der Tugend gelangt. Daß man aber den Frauen nichts verzeiht und die höchsten Anforderungen an sie stellt, sollte den obigen eifrigen Frauen-Anwalt nicht erzürnen; es liegt ja darin gerade die vollständigste Proclamation ihrer edleren und besseren Natur, daß man sie zu einer höheren Befehlsordnung zählt!

J. v. S.

Ueber die Sklaverei in den Kolonien.

Nach Carnot.

(Schluß.)

Die Sklaverei in Venezuela.

Venezuela hat die Emancipation auf demselben Wege erreicht, wie die nördlichen Staaten der amerikanischen Union. Der Anstoß dazu ist von Bolivar ausgegangen, der mit der Freilassung der Sklaven auf den Gütern seiner Familie das erste Beispiel gab. Bolivar rief die Sklaven im Freiheitskriege auf; sie antworteten ihm mit Begeisterung und kämpften tapfer unter seinen Fahnen. Sie trugen viel zur Befreiung des Landes bei.

Die Dankbarkeit siegte auch über das Racen-Vorurtheil, und eine der ersten Handlungen des zur Einrichtung des neuen Staates versammelten Kongresses war die Abschaffung der Sklaverei: „In Erwägung, daß nach den ewigen Grundsätzen der Gerechtigkeit, der Vernunft und einer gesunden Politik eine republikanische Regierung nicht bestehen kann, wenn sie sich nicht bemüht, die unterdrückten Klassen der Gesellschaft zu erheben, beschließt der Kongress u. s. w.“ (Gesetz vom 19. Juli 1821.)

Durch dieses Gesetz wurden alle Kinder, welche von da ab geboren und deren Namen in den Municipalitäts-Registern eingetragen werden würden, für frei erklärt und die Eigenthümer gehalten, sie zu erziehen, zu bekleden

und zu ernähren, wofür die Kinder bis zu ihrem achtzehnten Jahre in ihrem Dienste arbeiten sollten. Die Frist wurde später auf einundzwanzig Jahre ausgedehnt. Andere Artikel bestimmten die Errichtung einer National-Kasse, welche aus der Erhebung einer Abgabe von Seitenherben gebildet werden und zur Unterstützung für den Verkauf solcher Sklaven, die sich durch gute Aufzucht ausgezeichnet hätten, dienen sollte. Neue Beschlüsse von 1830 und 1840 vervollständigten die Gesetze über die Freilassung. Das letztere beschäftigte sich ausschließlich mit der Heranbildung der jungen Freigelassenen zum Landbau und zu Gewerben. In Folge dessen hat die Anzahl der schwarzen Sklaven sichtbar abgenommen, und dennoch sind die Arbeiter nicht seltener als vor zwanzig Jahren. Klagt man zuweilen über Mangel, so kommt dies daher, daß die Republik kaum eine Million Einwohner hat, während sie dreißig ernähren könnte. Es herrscht überall die größte Ruhe, von Aufständen der Schwarzen nirgends mehr die Rede, und Verbrechen an Weißen kommen äußerst selten vor.

Die Sklaverei in den dänischen Kolonien.

In den dänischen Kolonien gewährt man nach Schölicher überall den Einfluß vorbereitender Maßregeln, die zur vollständigen Befreiung hinüberleiten: Schutz gegen schlechte Behandlung, Eigenthumsrecht, Recht des Freikaufens, Sparkasten, Sorge für Kinder und Kranke, Errichtung von Schulen, Verleihung eines Gemüsegartens, und eines Tages in der Woche um ihn zu bauen; nichts ist von einer weisen und wohlwollenden Verwaltungs-Behörde vergessen worden. Auf den Inseln St. Croix, St. Thomas und St. Jean sind die Herren verpflichtet, ihre Sklaven, Kinder und Erwachsene, nach der Schule zu schicken, und dürfen ihnen an Sonn- und Feiertagen keinerlei Arbeit auflegen. Im Eingange zu dieser Verordnung dankt der König den Kolonisten für den Eifer, mit welchem sie das Emancipationswerk unterstützen, und für die Bereitwilligkeit, mit der sie sich zu Opfern erbieten, um alle Hindernisse hinwegzuräumen.

Die Sklaverei in den französischen Kolonien.

Im Kolonialrechte, wie ehemals im römischen Rechte, ist der Sklave eine Sache und keine Person; er besitzt kein bürgerliches Recht, er kann weder schenken, noch annehmen, weder erwerben, noch besitzen, er kann weder Vormund, noch Bürge, noch Zeuge seyn. In den Städten ist er ein bewegliches Gut, auf dem Lande, sofern er zu der oder jener Pflanzung gehört, durch seine Bestimmung ein unbewegliches Gut, er kann nicht von einem Orte nach einem anderen übersiedeln, nicht über den Ertrag seiner Arbeit verfügen, nicht Gatte und Vater werden, ohne die Erlaubnis seines Herrn. — Die Kriminal-Gesetzgebung macht für den Sklaven weniger Ausnahmen, und abgesehen von einigen besonderen Verbrechen, als z. B. dem Fluchtversuche, welche weit strenger bestraft werden, steht er ganz unter gemeinem Rechte. — Die Bestrafung der Disziplinarvergehen ist dem Herrn freigestellt. — Dafür hat der Herr nach dem Gesetze gegen den Sklaven einige Pflichten zu erfüllen. Er ist ihm Wohnung, Unterhalt, Kleidung und Verpflegung in Krankheitsfällen schuldig. Dies ist der gesetzliche Zustand der Sklaverei, der wirkliche ist einigermaßen davon verschieden. In materieller Hinsicht hat er sich zwar durch die in unserer Zeit begründete Milderung der Sitten um etwas verbessert, in moralischer Hinsicht aber ist ein ernstlicher Fortschritt auch nicht einmal versucht worden. Die Pflanzter sind mit wenigen traurigen Ausnahmen keine grobe und blutdürstige Tyrannen, und die Neger, wie man zum Lobe der afrikanischen Race gesehen muß, sind durch die Sklaverei minder verberbt worden, als man voraussetzen sollte, wie sie durch ihre Ruhe und Ergebenheit mitten unter der schrecklichen Unordnung, die während des neulichen Unfalls zu Guadeloupe herrschte, bewiesen haben. Trotz ihrer niedrigen Bildungstufe und ihrem Hange zu thierischen Leidenschaften besitzen sie eine große Herzengüte, ein zärtliches Gefühl für die Familie und eine wahre Anhänglichkeit an ihre Herren, die zuweilen selbst bis zum Heroismus geht. Deshalb ist die englische Emancipation ohne jede Unruhe vorübergegangen, und in den französischen Kolonien würde dasselbe der Fall seyn, denn die Gefahr liegt nicht in der Emancipation, sondern in dem Hinauschieben derselben, wie Humboldt schon vor zwanzig Jahren gesagt hat.

Das Zögern des Mutterlandes.

Eine Hauptursache der üblen Stimmung in den französischen Kolonien ist die Ungewissheit, in welcher sie sich in Folge des Schwankens der französischen Regierung befinden. Die Kolonien erwarten allgemein, daß die Sklaverei bald dem Andrängen der öffentlichen Meinung erliegen werde. Der Rath von Guadeloupe erklärte 1836: „Die Emancipation ist jetzt eine unvermeidliche Thatsache, nicht nur in Anbetracht der von den Abolitionisten ausgehenden Bestrebungen, sondern auch in Folge der geographischen Lage unserer Inseln und der Nachbarschaft der englischen Kolonien.“

Ein enger Kanal, den man auf einem leichten Fahrzeuge binnen wenigen Stunden durchschneidet, trennt das Sklavenland von dem, wo es an Armen fehlt, wo ein hoher Lohn an allen Küsten lockt, wo die Arbeiter-Contrebande betrieben zu werden beginnt. Wie werden die Schwarzen zurückgehalten? Durch die Furcht. Die Furcht genießt ihre Herrschaft nie lange. Auf Dominica, St. Lucia und Antigua sollen gegenwärtig mehr als zweitausend Deserteure leben. Die Zahl der Flüchtlinge nimmt täglich zu, man schätzt sie auf Guadeloupe allein auf 1500.

Die Verzögerung eines so allgemein vorausgesehenen Ereignisses, wie die Emancipation, ist für die Interessen Aller nachtheilig; sie vergrößert zu gleicher Zeit die Schwierigkeit der Maßregel, indem sie die Gemüther in Bewegung bringt, während die Ruhe ihren Fortschritten nöthig wäre. Die Sklaven

sprechen unter einander davon, und wenn man ihnen sagt: „die Freiheit wird kommen“, so antworten sie: „sie läßt lange auf sich warten.“ Ueberall wird die Disziplin lockerer. Die Kolonisten erklären bereits, daß sie ihre Sklaven ohne ihre Zustimmung nicht mehr verkaufen und aus Furcht, ihr Mißfallen zu erregen, ihnen gewisse Arbeiten nicht mehr auflegen können. Auf diese Weise hört die Sklaverei auf den Herren einen Gewinn zu bringen. Auf der anderen Seite aber ist der Preis der Sklaven, der einen beträchtlichen Theil des Besitzes in den Kolonien ausmacht, statt daß er ganz allmählig abnehmen sollte, einer Art von Agiotage unterworfen; er wechselt beim Anfang und Ende jeder Kammer Sitzung, je nach der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit einer Lösung der Frage, die doch nicht eintritt.

Wir glauben, daß das Mutterland aufrichtig beabsichtigt, die Emancipation vorzubereiten, seine Versuche aber bleiben fruchtlos wegen der Furchtsamkeit, mit der sie unternommen werden. Es hat selbst nicht einmal gewagt, gegen das Vorurtheil der Farbe offen anzukämpfen. Man hatte zu wiederholten Malen die Heranbildung junger Neger zu Geistlichen als ein mächtiges Mittel empfohlen, um die Aristokratie der Haut zu bekämpfen. Es sind auch wirklich einige Schwarze nach Frankreich gekommen und haben dort ihre theologischen Studien gemacht und die Weihen empfangen, dem Einflusse der Kolonisten aber ist es gelungen, ihre Absendung nach den Antillen zu hintertreiben, und man hat sie nach dem Senegal geschickt.

Selbst die Regierung hat noch nicht gewagt, durch die Freilassung der der Krone gehörigen Neger, welche von alten Ankäufen, gesetzlichen Consecrationen und dem Zufall herrenloser Erbschaften herkommen, ein notwendiges Beispiel zu geben. Man brennt ihnen zwar nicht mehr mit einem heißen Eisen die Worte: „au roi“ ein, aber man braucht sie zum besonderen Dienste der Verwaltungsbeamten, läßt sie in den dem Staate gehörigen Anstalten arbeiten, oder vermietet sie für Geld an Privatleute; diese Artikel stehen auf dem Budget der Marine. Von diesen übrigens nicht sehr zahlreichen Sklaven (ungefähr 1200) kann man doch wohl nicht behaupten, daß sie nicht vorbereitet zur Freiheit seyen, da man die am Bord der Sklavenschiffe als verbotene Waare konfiszierten Neger nach einer Lehrzeit von wenigen Jahren ohne Gefahr frei läßt. *)

Widerstand der Kolonisten.

Die Kolonisten widersezen sich aus allen Kräften der moralischen Emancipation der Schwarzen, weil sie wissen, daß diese notwendig die gesellschaftliche nach sich zieht. Sie bewegen sich deshalb mit ihren Behauptungen in einem beständigen Zirkel; die englischen Kolonisten, sagen sie, waren durch Schulen und Kirchen, welche die Bildung unter den Negern verbreiteten, zur Emancipation reif geworden, aber für die Schwarzen unserer Kolonien hat man noch nichts gethan. Es wurde aber den geistlichen Bruderschaften auf Guadeloupe verboten, Negerkinder in ihre Schulen aufzunehmen, und man sagte ihnen, die Zeit ist noch nicht gekommen, um die Sklaven zu unterrichten.

Derselbe Zirkel kehrt wieder in Beziehung auf die bei der Freilassung zu befolgenden Systeme. Wird vorgeschlagen, die Kinder frei zu lassen und für ihre Erziehung zu sorgen, so findet sich das Menschlichkeitsgefühl der Kolonisten verletzt, den freien Sohn neben dem noch in der Sklaverei verharrenden Vater zu erblicken. Wird eine allgemeine Emancipation vorgeschlagen, so soll dies eben so viel heißen, als wollte man die Flamme des Aufruhrs in den Kolonien anzünden.

Legteres ist aber keinesweges zu befürchten. Wollte man erst dann zur Befreiung der Schwarzen schreiten, wenn ihre Erziehung vollendet seyn wird, so würde man diese Befreiung für immer hinausschieben, denn die ganze Race kann eben nur durch die Freiheit selbst veredelt werden; daß sie aber einer solchen Veredelung fähig ist, beweisen Männer wie Toussaint Louverture und andere Zeitgenossen, die unter so drückenden Verhältnissen sich bis zu einer solchen Höhe emporrangen. Die Prophezeiung von hereinbrechenden Unruhen in den Kolonien wird sich diesmal eben so falsch erweisen, als damals, da man sie bei der Abschaffung des Sklavenhandels mit solcher Sicherheit aussprach. Die Geschichte der englischen Kolonien hat gezeigt, was davon zu halten ist; denn wenn sie gleich im Ganzen für die Emancipation besser vorbereitet waren, als die französischen, so fehlte es doch eben so wenig an Widerspruch und bösem Willen von Seiten der Pflanzer, und auf Jamaica z. B. war kurz vor dem Anfange der Abolition ein Aufstand ausgebrochen, der 10,000 Negern das Leben gekostet hatte; dennoch ist die Umwandlung der Verhältnisse ruhig von Statten gegangen.

Nach welchem System auch die Aufhebung der Sklaverei erfolgen möge, so bietet sie doch keine wahrhafte Gefahr für die Sicherheit der Kolonien dar; die einzige Gefahr liegt in dem Hinausschieben der Maßregel selbst, und die einzige Sorge der Regierung muß darauf gerichtet seyn, daß die Thätigkeit auf den großen Pflanzungen nicht einen Augenblick unterbrochen werde: eine Lehre, die sich wiederum aus dem Schicksale der englischen Kolonien entnehmen läßt.

Pläne für die Bewerthung der Emancipation.

In den französischen Kolonien, mit Ausnahme des Senegal, leben 250,000 Sklaven. Wenn sie die Freiheit noch immer erwarten, so geschieht es nicht deshalb, weil es bisher an Emancipationsplänen gefehlt hätte.

*) Die Regierung hat sich auf das Andringen der mit der Untersuchung eines neuen Gesetzentwurfs über die Einrichtung der Kolonien beauftragten Kommission der Deputirten-Kammer endlich entschlossen, alle dem Staate gehörigen Sklaven binnen fünf Jahren frei zu lassen.

Die meisten dieser Pläne, unter anderen auch die Berichte, welche Remusat und Tocqueville 1838 und 1839 im Auftrage der Kommission der Deputirten-Kammer abgefaßt haben, stimmen für die allgemeine und gleichzeitige Freilassung. Eine besondere Beachtung verdient der für das französische Guiana von Julius Lechevalier entworfene Plan. Indeß ist bis jetzt noch keinem derselben entschiedene Folge geleistet worden. Die Regierung konnte jedoch dem Drange der öffentlichen Meinung nicht länger widerstehen und mußte allmählig daran denken, zwischen den widersprechenden Ansichten, die sich im Mutterlande, wie in den Kolonien, Bahn brachen, zwischen den verschiedenen Plänen, welche hier und dort austauchten, und zwischen den streitenden Parteien im Kampf über die Zuckersabrication eine entscheidende Stellung einzunehmen. Sie hat also durch eine Entscheidung vom 26. März 1840 eine Kommission eingesetzt, zu welcher die Verfasser der bedeutendsten in der letzten Zeit erschienenen Emancipationsvorschläge unter dem Vorsitze des als Präsidenten der französischen Emancipations-Gesellschaft bereits auf diesem Felde bekannten Herzogs von Broglie berufen wurden. Diese Kommission, von welcher sich Vorzügliches erwarten ließ, hat einen schönen, umfassenden Bericht abgefaßt, in welchem die verschiedenen bisher vorgeschlagenen Systeme zur Abschaffung der Sklaverei erläutert und beurtheilt werden. Die Mehrheit der Kommission selbst hat sich für eine allgemeine und gleichzeitige Freilassung ausgesprochen, den Ablauf dieser Frist jedoch bis zum Jahre 1853 hinausgeschoben. Während dieser Zeit soll der Herr über die Lehrlinge Disziplinargewalt behalten und für ihre Erziehung und Heranbildung sorgen. Ferner schlägt der Bericht eine Entschädigung von 300 Millionen vor, welche zur Hälfte vom Staate übernommen, zur anderen Hälfte aber durch die zehnjährige Arbeit der Sklaven erworben werden solle.

Wofür sich auch die Regierung entscheiden möge, immer bleiben gewisse Vorbereitungen für die nahe Zukunft höchst wünschenswerth. Zu ihnen gehört namentlich eine auf Ackerbau und Gewerbe berechnete Erziehung der Negerkinder. Dies ist ein Punkt, den die englische Gesetzgebung übersehen hat; sie hat diese Sorge den Aeltern, die unter dem Namen Lehrlinge noch Sklaven waren, oder auch den religiösen Gesellschaften überlassen, die vielleicht mehr darauf ausgegangen sind, fromme Christen, als gute Arbeiter zu bilden. Ein theologischer Schriftsteller, der an der Spiz des französischen Seminars steht, aus welchem der größte Theil der Geistlichkeit für die Kolonien hervorgeht, hat die Errichtung von Zufluchtsstätten (champs d'asile) vorgeschlagen, in welcher die Jugend eine religiöse Erziehung finden und zugleich zur Arbeit herangebildet werden sollte, damit sie eines Tages im Stande wäre, die Bevölkerung der Kolonien zu regeneriren.

Ferner müßte man darauf denken, die Bebauung abgesonderter kleiner Ackerstücke, welche den Negern so sehr zusagt, auch auf die Zuckerpflanzungen anzuwenden. Der Plantagenbesitzer könnte etwa sein Grundstück unter eine gewisse Anzahl von Familien unter der Bedingung vertheilen, daß sie es mit Zuckerröhren bebauen, welches dann zur Hälfte an den Herrn abgeliefert würde und zur anderen Hälfte dem Neger bliebe, der es auf freie Rechnung in die Mühle des Herrn verkaufen könnte, deren Verwaltung nun natürlich von der des Grundstücks getrennt würde. Ein solches Verfahren erscheint nöthig, weil gerade diese Arbeit dem Neger so überaus verhasst geworden ist, daß man sie ihm unter einem neuen Gesichtspunkte zeigen muß, der in keiner Weise an die Sklaverei erinnert. Wie man sagt, sind bereits in einigen englischen Kolonien, und namentlich auf der Insel Granada, Abkommen dieser Art mit sehr günstigem Erfolge getroffen worden.

Unsere inländischen Zuckersabriken sind Mittelpunkte, nach welchen die Produkte der umliegenden Acker zusammenströmen, ohne daß der Fabrikant gerade selbst Landwirth zu seyn braucht. Und eben unter diesen und durch diese Bedingungen haben sie so gewaltige Fortschritte gemacht. Ein gleicher Erfolg ließe sich von einem ähnlichen Verfahren für die Fabriken der Kolonien erwarten. Dann würde sich auch die daselbst beobachtete Methode der Zuckergewinnung außerordentlich verbessern, denn gegenwärtig ist sie nach dem Berichte eines Reisenden (des Finanz-Inspektors Lavollée) so schlecht, daß man kaum begreift, wie es möglich ist, auf diese Weise überhaupt Zucker zu erhalten.

Ueberläßt man die Dinge ihrem eigenen Gange, und gelingt es nicht die Interessen der Kreolen zu vereinigen, so werden sich die Neger fast ausschließlich der kleinen Gartenarbeit hingeben, und die Kolonien würden sich in Gemüsegärten verwandeln, statt diejenigen Produkte zu bauen, welche ihr Boden und ihr Breitengrad allein liefern kann. Ferner würde sich die Bevölkerung unter diesem Klima, was so außerordentlich wenige Bedürfnisse erregt, ohne das Band gegenseitiger Abhängigkeit in lauter vereinzelte Familien zersplittern und jeder Bewegung des Fortschrittes fremd bleiben. Frankreich muß auch in diesem Punkte von den Erfahrungen der Engländer lernen, welche bei der Emancipation ihrer Neger die Organisation der Arbeit außer Acht gelassen haben, so daß die Kolonien Gefahr laufen, allen jenen Uebelständen zur Beute zu werden, unter denen die alte Welt bei der gegenwärtigen Vertheilung der Arbeit leidet.

Es ist aber Gefahr im Verzuge, und ein entscheidender Ausspruch des Mutterlandes ist durchaus notwendig. Sobald der Neger an seiner Freiheit nicht mehr wird zweifeln können, sobald er anfangen wird, ihre ersten Wohlthaten zu fühlen, wird auch die Ruhe in seinen Geist zurückkehren, und er wird sich gern den vorbereitenden Bedingungen einer gesicherten Zukunft unterwerfen. Sobald der Pflanzler eine bestimmte Frist vor sich sehen wird, wird er auch die Erziehung der Schwarzen als ein Unterpfand für ihn selbst begünstigen. Die Pflanzer von Jamaica hatten sich vor der Emancipationsbill jeder Art von Schulen für die Sklaven widersetzt; gegenwärtig besitzen sie sich,

Geld für denselben Zweck herzugeben, da sie einsehen, daß die freie Arbeit um so viel besser ist, je verständiger sie gemacht wird; sie gestehen selbst das Wahlrecht unter den bescheidensten Bedingungen zu, da sie ohne Zweifel den bildenden Einfluß politischer Verantwortlichkeit begreifen.

Muß den Kolonisten nicht bei weitem mehr daran liegen, als irgend Jemand Anderem, daß der Uebergang von der Knechtschaft zur Freiheit ohne alle Unruhe vor sich gehe? Und hält man sie für so verblendet, daß sie dem Wagen, der sie vernichten könnte, nicht selbst den Weg ebnen sollten? Das Mutterland darf nur eine strenge Aufsicht üben, darf nur auf die bei jeder sozialen Umwandlung unvermeidlichen Uebelstände ein wachsames Auge haben und reichliche Hülfsmittel für die Erziehung der neuen Generation gewähren. Davon aber dürfen wir überzeugt seyn, daß nur die Nothwendigkeit die Kolonisten bestimmen wird, mit eigenen Händen jene verwerfliche Institution zu vernichten, die sie so lange als die Grundlage ihres Daseyns betrachteten, bis sie sich in eine drohende Quelle ihres Unterganges verwandelt.

China.

Eine Reise nach Su-tschu-fu.

(Schluß.)

So wie man sich Su-tschu-fu nähert, sieht man Hügel, die den Horizont begrenzen und, wie ich später fand, nur einige Meilen westlich von der Stadt selbst liegen. Das ganze Land, hier sowohl als in der Nähe von Kading, stellt ein ungeheures Reisfeld dar, indem der Reis gerade jetzt (im Juni) gepflanzt wird. Die Frauen waren damit beschäftigt, die Schöpfräder zu drehen, indem drei bis vier von ihnen bei jedem Rade angestellt waren; diese Weiber hatten nach chinesischen Begriffen große Füße, d. h. ihre Füße waren von natürlicher Größe — in der That, wenn man sie auf hiesige Weise zusammengeschnürt hätte, so wäre es ihnen unmöglich gewesen, an den Schöpfrädern zu arbeiten. Kleine Füße sind jedoch allgemeiner, sogar bei den geringeren Klassen, die die Feldarbeiten verrichten; denn unter Hunderten, die ich auf den Baumwolle-Plantagen mit ländlichen Arbeiten beschäftigt fand, gab es nur eine kleine Anzahl, deren Füße die natürliche Größe hatten.

Einige Meilen östlich von Su-tschu erreichten wir einen großen und schönen See, etwa zwölf bis funfzehn (engl.) Meilen im Durchmesser, auf welchem die Bote von Sing-kiang-fu und anderen Orten sich nach der vielbesuchten Handelsstadt bewegen. Sobald man diesen See hinter sich hat, fängt der breite Kanal an, sich bedeutend zu verengen; hier und da waren Brücken zu sehen, unter welchen wir durchfuhren, Dörfer und Städtchen zogen sich längs dem Ufer hin, und Alles verkündigte dem Reisenden, daß er sich einer Stadt von beträchtlicher Größe und Wichtigkeit näherte. Es war ein ausgezeichnet schöner Sommerabend, den 23. Juni, als ich endlich an das Ziel meiner Wanderung gelangte. Der Mond stand hoch am Firmament, und mit einer günstigen leichten Brise glitt unser Boot schnell über die klaren Gewässer. Die Zahl der Fahrzeuge ward immer größer, die Häusermassen dichter und ansehnlicher, Laternen funkelten auf den Brücken und an den Seiten des Kanals, und in wenigen Minuten war unser Boot an das Ufer befestigt und lag nebst mehreren Hunderten seines gleichen unter den Wällen Su-tschu-fu's. Nachdem wir alle mögliche Vorsichts-Maßregeln getroffen hatten, um einem zweiten nächtlichen Besuche vorzubeugen, begaben wir — mein Diener, die Bootskleute und ich selbst — uns Alle zur Ruhe und lagen bald im festen Schlaf.

Mit dem ersten Grauen des Morgens war ich bereits munter und kleidete mich, von meinem chinesischen Diener unterstützt, mit vieler Sorgfalt an. Ich schickte ihn dann in die Stadt, um die Baumschulen aufzusuchen, aus welchen ich mir die Pflanzen zu verschaffen hoffte, die meine Sammlungen bereichern sollten. Sobald er die nöthige Auskunft erhalten, kam er zurück und begleitete mich nach der Stadt, wo ich selbst meinen botanischen Handel zu treiben gedachte; auch glückte es mir wirklich, einige neue und werthvolle Pflanzenarten zu erwerben, aber im Ganzen fand ich sowohl die Anzahl als den Umfang dieser Gärten um Vieles geringer, als meine chinesischen Freunde in Schang-hai mir vorgezeigt hatten. Zwergbäume sind hier in größter Mannigfaltigkeit anzutreffen, und es befinden sich darunter einige von hohem Alterthum und überaus seltsamer Gestalt — beides Eigenschaften, die in China viel höher geschätzt werden als bei uns.

Die Stadt Su-tschu-fu gleicht in ihren allgemeinen Zügen so ziemlich den anderen chinesischen Städten des Nordens; doch ist sie augenscheinlich der Sitz des Luxus und des Wohlstandes und zeigt keine Spuren des Verfalls, wie man sie z. B. in Ning-pu wahrnimmt. Ein großartiger Kanal, der einige Ähnlichkeit mit der Themse bei Richmond oder Twickenham hat, zieht sich parallel mit den Stadtmauern hin und dient zugleich als Festungsgraben und zur Erleichterung der Handels-Verbindungen. Auch hier liegen, wie in Kading und Ta-tsong-fen, eine Menge unbrauchbarer Dschonken, die ohne Zweifel von den Chinesen als Wohnhäuser benutzt werden und einem Volke, das so gern auf dem Wasser lebt, gewiß ganz praktisch erscheinen. Derselbe Kanal durchfließt auch die Stadt und verzweigt sich dort nach allen Richtungen, bald eng und schmutzig, bald sich in schöne Bassins ausbreitend und die Einwohner in den Stand setzend, ihre Waaren aus den entferntesten Theilen des Landes bis vor ihre Thüren zu bringen. Dschonken und Bote von allen Größen drängen sich geschäftig auf diesem herrlichen Kanale, und die Stadt

gewährt einen heiteren und blühenden Anblick, den man, mit Ausnahme Canton's und Schang-hai's, nur selten in anderen Städten China's bemerkt. Su-tschu-fu ist mit hohen Wällen umgeben, die sich in vorzüglichem Zustande befinden. Die östliche Mauer, an der ich entlang ging, hat nicht mehr als eine (engl.) Meile in Ausdehnung; ich vermüthe jedoch, daß die südliche und nördliche viel länger sind, indem die Stadt ein Parallelogramm bildet. Das Stadtviertel, das nahe am östlichen Thore liegt und durch welches ich zuerst herein kam, ist nichts weniger als schön zu nennen; die Straßen sind eng und schmutzig, und die Bevölkerung derselben scheint der untersten Klasse anzugehören; aber weiter gegen Westen trifft man auf immer schönere Gebäude und Straßen, und Alles zeigt, daß diese Gegend den Reichen und Bornehmen zur Wohnung dient. Die Stadtthore werden von starken Kommando's chinesischer Soldaten bewacht, und alle Straßen und Gäßchen sind noch außerdem in gewissen Zwischenräumen mit Schlagbäumen versehen, die um neun oder zehn Uhr Abends geschlossen werden. Der General-Gouverneur der Provinz hat hier seinen Sitz und hält Alle, die seiner Herrschaft unterworfen sind, in guter Zucht.

Die hiesigen Damen werden von den Chinesen als die schönsten im ganzen Lande gepriesen, und nach den wenigen zu urtheilen, die mir zu Gesicht kamen, verdienen sie in der That dieses Lob. Sie kleiden sich in die reichsten Stoffe und zeigen in der Wahl ihrer Tracht eben so viel Geschmack als Grazie; die einzigen Makel, die ich an ihnen fand, waren ihre kleinen, verunstalteten Füße und die Art, wie sie ihre Gesichter bemalen oder mit einem weissen, eigens zu diesem Zwecke verfertigten Pulver bestreichen. Was aber in meinen Augen ein Fehler scheint, wird von den chinesischen Männern als Schönheit betrachtet, und die allgemeine Befolgung dieser Gebräuche ist daher leicht erklärlich.

Su-tschu-fu scheint der große Stapelplatz des mittleren China's zu seyn, wozu es durch seine günstige Lage besonders geeignet ist. Hier konzentriert sich der Handel von Ning-pu, Hang-tschu, Schang-hai und vielen anderen Städten des Südens, von Tsching-kiang-fu, Kanking und sogar von Peking im Norden, und alle diese Städte sind entweder durch den großen Kanal oder durch hundert Kanäle von geringerer Bedeutung, die sich über das ganze Reich verzweigen, mit einander verbunden. Vor allen dürfte aber die Stadt Schang-hai durch ihre geringe Entfernung von Su-tschu bestimmt seyn, mit der Zeit eine hervorragende Stelle sowohl in dem europäischen als dem amerikanischen Handelsverkehr einzunehmen.

Mannigfaltiges.

— Taschendiebe in Rußland. Ein englisches Blatt erzählt folgendes Geschichtchen, das wir unseren Lesern mittheilen, ohne jedoch dessen Authentizität zu verbürgen. Der französische Gesandte in Petersburg räumte eines Tages gegen einen der Großfürsten die Geschicklichkeit der Pariser Taschendiebe, indem er zugleich mehrere Anekdoten zum Besten gab, die als Beweis ihrer Gewandtheit dienen sollten. Der Großfürst behauptete indessen, daß die Petersburger Diebe ihnen keinesweges nachstünden, und erbot sich, eine Wette einzugehen, dem Gesandten am folgenden Tage, wenn Sr. Excellenz bei ihm zu Mittag speisen wolle, ehe das Dessert vorüber wäre, Uhr, Dose, Siegelring, mit einem Worte alle Gegenstände, die er am sichersten verwahrt hielte, abzunehmen zu lassen. Der Franzose nahm die Wette an, und der Großfürst ließ sogleich den Ober-Polizeimeister kommen, dem er den Auftrag ertheilte, den geschicktesten Dieb auszusuchen, der sich zur Zeit in Gewahrsam befände. Dieser ward in Livree gesteckt, von dem unterrichtet, was er zu thun habe, und ihm für den Fall, daß sein Stückchen nach Wunsch gelänge, Erlassung seiner Strafzeit zugesichert (?). Der Gesandte hatte seine goldene Repeituruhr als den vorzüglichsten Gegenstand seiner Aufmerksamkeit bezeichnet, weshalb der Dieb sich ihrer zuerst bemächtigen sollte; sobald er sie erwischt hatte, mußte er den Großfürsten durch ein Signal davon benachrichtigen. Das Diner nahm seinen Anfang; der verkleidete Laka war eifrig mit dem Abräumen der Schüsseln beschäftigt, und der Prinz erwartete mit Ungebuld das verabredete Zeichen. Plötzlich erheiterten sich seine Züge: er wandte sich zu dem Franzosen, der im Gespräch mit seinem Nachbar vertieft war, und fragte ihn, welche Zeit es sey. Der Gesandte fuhr triumphirend mit der Hand nach der Tasche, in der er seine Uhr hielt, die er vor wenigen Augenblicken noch in Sicherheit wußte — zog aber zur nicht geringen Belustigung der Anwesenden, besonders aber des Großfürsten, eine zierlich ausgeschmückte Kiste hervor. Ein allgemeines Gelächter erfolgte. Der Gesandte, etwas betreten, wollte eine Prise Tabak nehmen, fühlte in allen Taschen nach seiner goldenen Dose, aber — sie war fort! Das Gelächter ward immer lauter; der Diplomat griff nach dem Siegelring, den er in der Hand umzudrehen pflegte — auch dieser war verschwunden. Kurz, Alles, was nicht an seiner Person befestigt war — Ring, Uhr, Tabatière, Schnupstuch, Zahnhocher und Handschuhe waren die Beute des Taschendiebs geworden. Der fingerfire Spitzbube ward nun gerufen, und der Großfürst befahl ihm, die gestohlenen Sachen herauszugeben; zum Erstaunen Aller zog der Taschendieb aber zwei Uhren hervor, überreichte eine der Excellenz und die andere Sr. Kaiserlichen Hoheit — zwei Ringe, einen für den Gesandten und einen für den Großfürsten — zwei Tabaksdosen u. s. w. Wie vorher der Gesandte, fühlte der Prinz jetzt in seinen Taschen nach und fand, daß man auch ihn nicht verschont, sondern ganz auf dieselbe Art geplündert hatte, wie es seinem Gaste geschehen war.